

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 10

Artikel: Ordnung und Reinlichkeit: "Ungenügend"
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

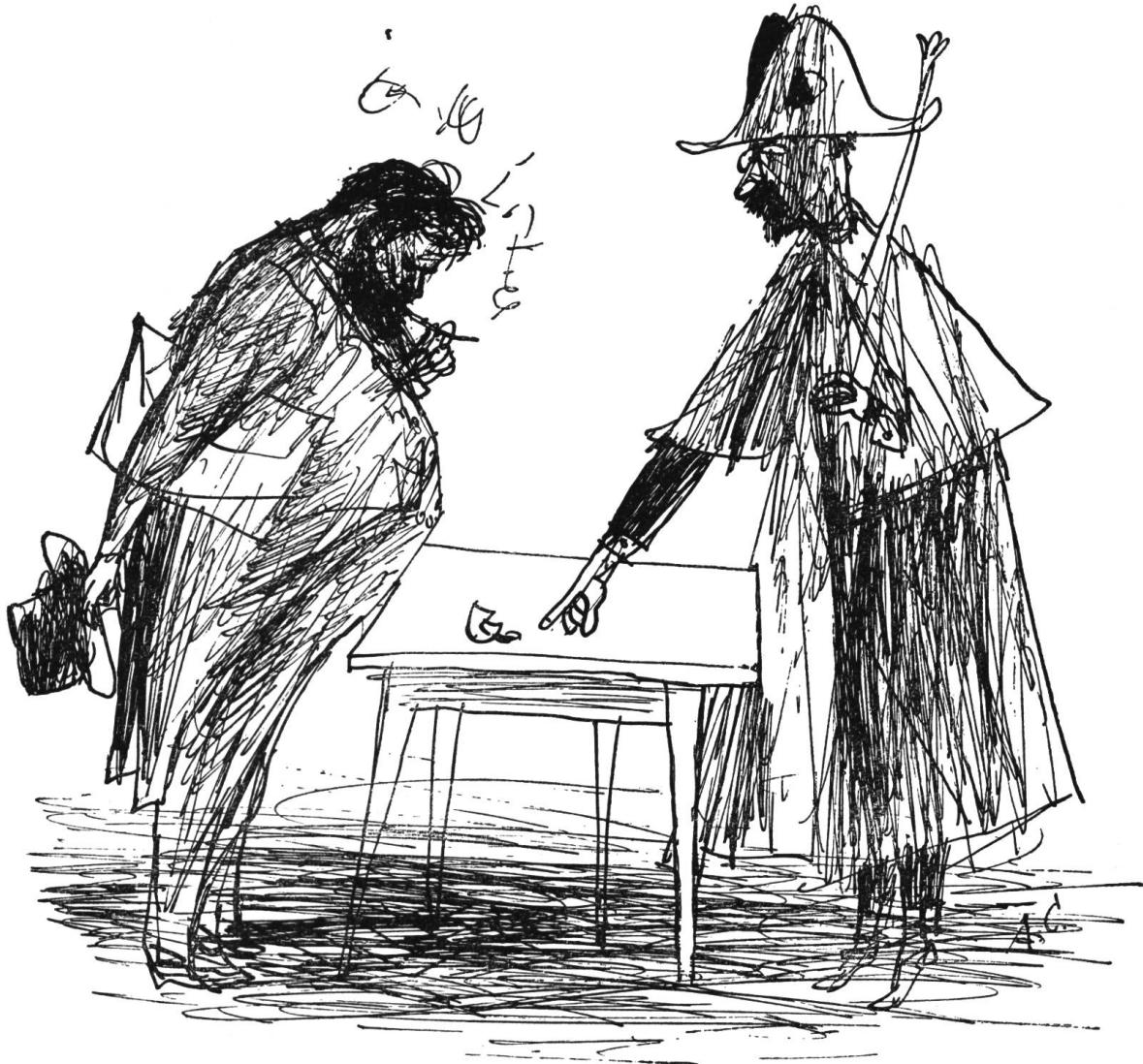
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ordnung und Reinlichkeit: „Ungenügend“

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von A. Carigiet

DIREKTION DER
OFFENTLICHEN BAUTEN

Zürich, den 18. Mai 1943.

*An den Präsidenten des Gemeinderates
der Stadt Zürich.*

Nach der konstituierenden Sitzung des Gemeinderates von Mittwoch, den 12. Mai 1943, mußte unser Hauswart im Rathaus feststellen, daß durch glühende Asche die Tischplatte des in der Halle vor dem Regierungsratssaal im Rathaus stehenden Tisches angebrannt worden ist; die Asche stammte aus einer auf der Tischplatte ausgeklopften Pfeife! Da ähnliche Vorkommnisse schon dieses Frühjahr während der Amts dauer des früheren Gemeinderates zweimal

beobachtet werden mußten, sehen wir uns im Interesse der Erhaltung und Schonung unseres Mobiliars gezwungen, Sie auf diese Unachtsamkeiten einzelner Ratsmitglieder aufmerksam zu machen und Sie zu bitten, die Ihnen notwendig erscheinenden, geeigneten Schutzmaßnahmen zu treffen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir Sie auch noch darauf hinweisen, daß oft Orangenschalen einfach auf den Tischen liegen gelassen werden, was stets kaum wieder entfernbare Flecken verursacht. Da die notwendigen Aschenbecher und Papierkörbe in reichlichem Ausmaße vorhanden sind, sollten sich derartige unliebsame Vorkommnisse, wie übrigens auch das Beispiel des Kantonsrates zeigt, ohne weiteres vermeiden lassen. Schließlich muß immer wieder festgestellt werden, daß die Wände der Telephonkabinen mit Zeichnungen, Inschriften und Zahlen beschmiert werden, die sich aus dem polierten Lärchenholz ohne Schädigung der Wandverkleidung nicht mehr beseitigen lassen.

Wir müssen uns vorbehalten, die Stadt Zürich in Zukunft für alle derartigen Beschädigungen kantonalen Eigentums haftbar zu machen.

*Direktion der öffentlichen Bauten
des Kantons Zürich.*

Nein, der Brief stammt nicht aus einer alten Nummer einer Fastnachtszeitung. Er ist leider echt. Ist er nicht ein sprechendes Beispiel dafür, wie sehr das Ansehen unserer großen und kleinen Parlamente in den letzten Jahren gesunken ist? Was hätten wohl die selbstbewußten Zürcher Ratsherren des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie auf dem bekannten Stich abgebildet sind, für Gesichter gemacht, wenn sie von ihrer damaligen Regierung derart wie Schulbuben abgekanzelt worden wären? Den meisten der heutigen wackern Gemeinderäte fällt das Bizarre einer solchen Zuschrift gar nicht mehr auf. Ja, sie prüfen sich vielleicht sogar im stillen, ob sie nicht auch zu den Sündern gehören, die während der letzten Amts dauer eine Orangenschale auf eines der schön polierten Tischchen des Vorraums gelegt haben.

Das Dokument ist aber nicht nur echt, es ist leider sogar typisch für die überpädagogische Geisteshaltung, mit der viele von uns sich und ihren Mitbürgern das Leben versauern.

Der Kampf gegen das Bekritzeln der Telephonkabinenwände ist so alt wie die Erfindung dieser nützlichen Institution. Viele Menschen verfügen nicht über das Gedächtnis, eine sechsstellige Zahl im Kopf behalten zu können. Das ist vielleicht bedauerlich, und die Fortschritts-

gläubigen sind wohl der Ansicht, das werde sich bis zum Jahre 2000 ändern. Vorläufig ist es aber eben eine Tatsache, der man einfach Rechnung tragen muß. Das geschieht dadurch, daß man in der Telephonkabine einen Notizblock mit angekettetem Bleistift befestigt.

Das genügt aber nicht. Es gibt viele Menschen, die während des Telephonierens den unwiderstehlichen Drang haben, ihre unterbewußten Spannungen durch merkwürdige Hieroglyphen abzureagieren. Die Psychoanalyse weiß aus diesen geheimnisvollen Kritzeleien interessante Schlüsse zu ziehen.

Es ist ein merkwürdiges, ein irrationales Bedürfnis. Aber es ist nun einmal da, und alle Belehrungen können es nicht aus der Welt schaffen, auch nicht das Aufhängen des vorwurfsvollen Spruches: « Narrenhände beschmieren Tisch und Wände ». Ob dieser unvernünftige Drang den Aufklärern paßt oder nicht, man muß sich einfach mit ihm abfinden. Und er wird solange nicht auszurotten sein, als der Mensch nicht das durch rationalisierte, standardisierte Normalwesen sein wird, das manche aus ihm machen wollen. Da man diese « Unart » doch nicht zum Verschwinden bringen kann, warum denn nicht den Betreffenden Gelegenheit geben, sich auszutoben, und zwar indem

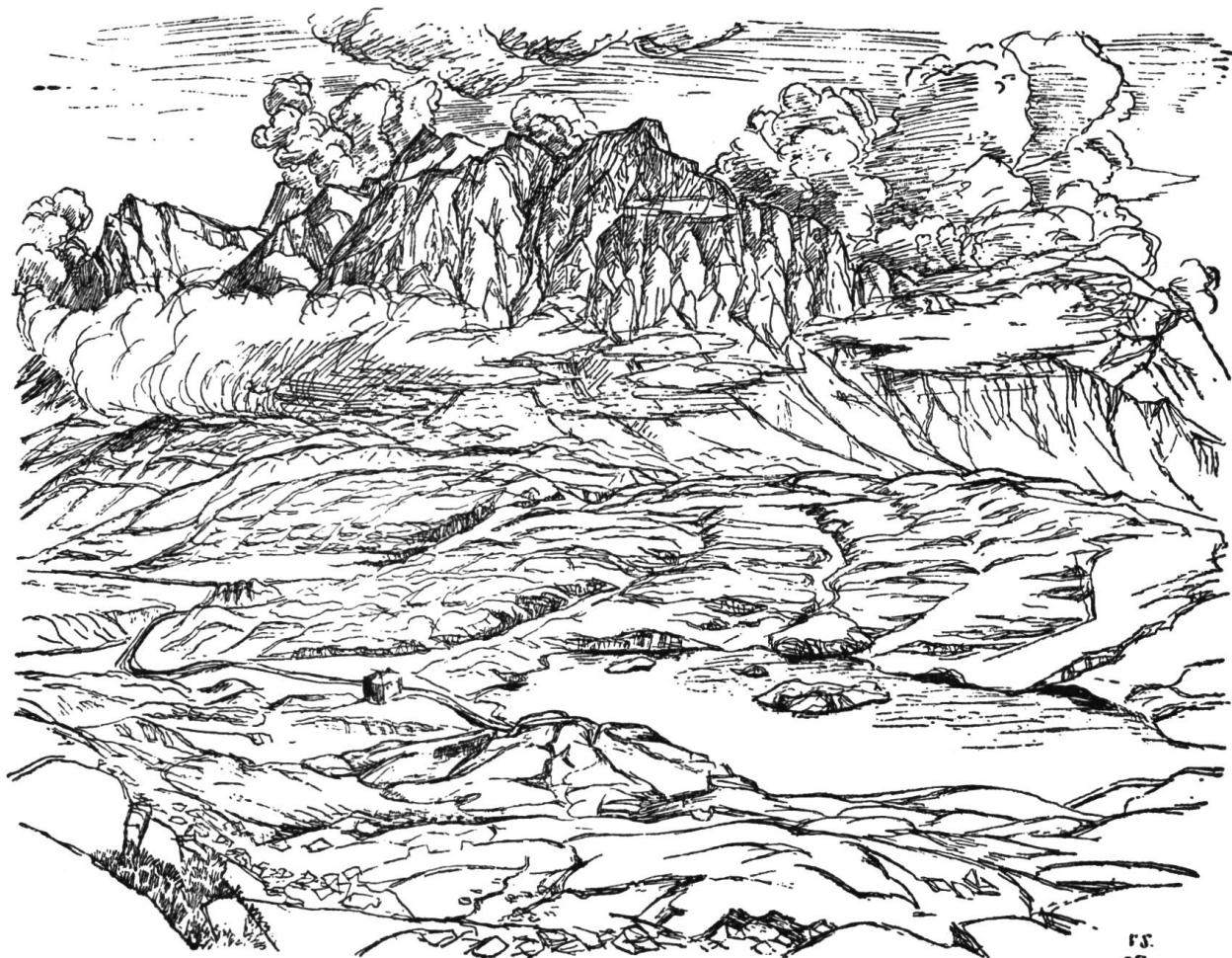
man auf Augenhöhe eine Platte anbringt, die sich zum Schreiben eignet, denn diese Telephonzeichner bekritzeln sonst die Wände auch dann, wenn weiter unten ein Notizblock liegt.

Andere Nationen sind in dieser Beziehung gescheiter.

Wie bei uns, so haben auch in Amerika viele Männer das Bedürfnis, nach dem Mittagessen eine Zigarette anzuzünden. Da die amerikanischen Streichhölzer überall entzündbar sind, wiesen die Hauswände unmittelbar neben dem Ausgang von Speiserestaurants immer

wieder häßliche Striche auf, bis man auf die einfache Lösung verfiel, rechts und links vom Ausgang in Brusthöhe ein geripptes Stück Metall einzusetzen, an dem nun die Raucher ihr Streichholz nach Herzenslust anzünden können.

Die Verschönerungsvereine haben lange einen nutzlosen Kampf gegen die Leute geführt, welche an Ausflugspunkten Orangen- und Bananenschalen und leere Konservenbüchsen achtlos auf den Boden werfen. Bis sie zur einzigen richtigen Lösung griffen, Papierkörbe aufzustellen, auf deren Benutzung mit dem



Victor Surbek

Bernhardin-Paßhöhe, Federzeichnung

schönen Spruch hingewiesen wurde: «*Hieher Papier und Makulatur, zu schonen dort die Prachtsnatur.*»

Ich bin aber überzeugt, auch wenn die Baudirektion des Kt. Zürich diese freundliche Aufforderung variieren würde (*hieher Orangenschalen und Makulatur, zu schonen dort die Prachtspolitur*), so hätte sie damit nicht restlosen Erfolg. Aus Bequemlichkeit, aus Zerstreutheit, aus tausend Gründen werden eben viele Männer, wenn sie eine Orange essen, die Schalen auf den Tisch legen. Auch hier ist Abhilfe möglich, und zwar indem man die Oberfläche der Tische so behandelt, daß ihnen Orangensäure nichts mehr schadet, das heißt, indem man die Tische mit «Duco» behandelt, anstatt sie zu polieren, oder indem man sie wichtet. Das ist vielleicht etwas weniger schön (obwohl 999 % eine polierte Tischoberfläche von einer mit «Duco» lackierten nicht unterscheiden können), aber dafür ist es praktischer und schließlich sind die Tische um der Menschen willen und nicht die Menschen um der Tische willen da.

Immer wieder klagen die Hoteliers in ihrem Fachorgan darüber, wie beschämend es sei, daß unachtsame Gäste sogar bei der herrschenden Textilknappheit sich nicht entblödeten, ihre Rasierklingen an den Handtüchern abzuwischen und dadurch zu beschädigen, und daß gewisse Volksschädlinge sich zum Reinigen der Schuhe der teuren Imitationsperserteppiche bedienten. Es gibt ein einfaches Mittel dagegen, es wird leider noch sehr selten angewandt: Man hängt neben die Toilette einige abreißbare Papierservietten mit der Aufschrift «*Zum Reinigen von Rasierklingen*», und man befestigt an einem Haken einen kleinen Lappen «*Zum Reinigen der Schuhe*».

Das ganze Problem wäre unwichtig und lächerlich, wenn es sich hier nicht um Äußerungen eines Geistes handeln würde, der nachgerade unsere ganze Atmosphäre verpestet. Schon unsren Kindern wird durch das ständige Korrigieren das Leben versauert. Man hofft als klein,

wenn man erwachsen sei, könne man diesen ewigen Ermahnungen entfliehen. Aber weit gefehlt! Sie verfolgen uns bis auf das Sterbebett. Noch als ehrwürdige Greise mit wallenden Bärten sind wir ständig den erzieherischen Bemühungen unserer Miteidgenossen ausgesetzt. Betreten wir eine Bibliothek, so begrüßt uns auf dem Teppich nicht das schöne, eingewohne «*Salve*», sondern ein Anschlag «*Schuhe reinigen*», «*Nicht auf den Boden spucken*». Die Verwaltungen bemühen sich von morgens bis abends, das Publikum zu erziehen, während auf der andern Seite das Publikum danach lechzt, die Behörden für die kleinste Menschlichkeit pädagogisch zu maßregeln. Die politischen Parteien geben sich unaufhörlich Noten für Fleiß und Betragen.

Gewiß ist dieser erzieherische Über-eifer nichts anderes als die Kehrseite einer Tugend. Seine Grundlage ist das schöne Verantwortungsbewußtsein für das Ganze wie für den Nächsten. Wir sind in hohem Maße bereit, unseres Bruders Hüter zu sein, aber wir schießen über das Ziel hinaus und hüten diesen Bruder auch dann, wenn ihm diese Oberaufsicht im höchsten Grade lästig fällt.

Gerade weil unser Land klein ist, sollten wir den engen Raum nicht noch dadurch künstlich verkleinern, daß wir unsren Mitmenschen ständig auf die Füße treten.

Ich glaube nicht, daß dieser pädagogische Übereifer immer da war. Er ist wohl, wie so viele Entartungen unseres Lebens, erst ein Kind der Neuzeit, die an Stelle der Religion, die den Menschen auch in seiner Unvollkommenheit leben läßt, die selbstherrliche Moral setzte, oder vielmehr eine Karikatur der Moral, den öden Moralismus.

Womit ich aber natürlich nicht sagen will, die biedern Zürcher Gemeinderäte sollen nun z'leid ihre Pfeifen auf dem Tisch ausklopfen, die Politur mit Orangensäure aufweichen und das Lärchenholz der Telephonkabinen mit Bleistiften Nr. 3 beschädigen.